



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

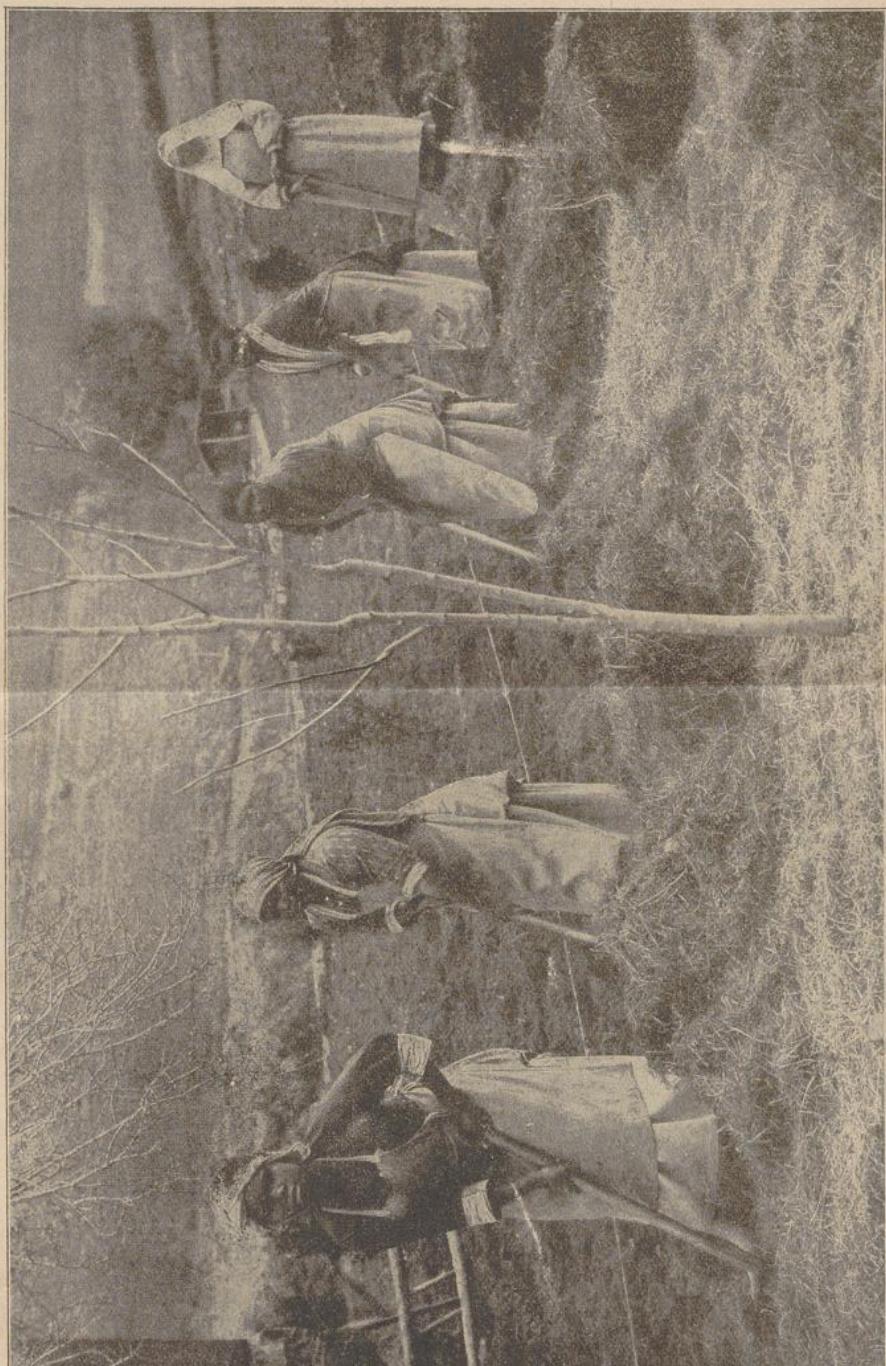
Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Gras verborgen sein. Das wirkte; im Nu standen beide hinter mir, doch zitternd vor Furcht und Schrecken.

Nun holte ich den zweiten Steigbügel vom Sattel und schlang ihn ebenfalls um den Leib der Schlange, worauf wir alle vier zu ziehen anfingen. Es war ein hartes Stück Arbeit. Der Nasen in der Nähe des Loches hob und senkte sich, je nachdem wir zogen oder nachließen. Endlich schien der Widerstand der Bestie doch gebrochen zu sein; langsam, immer weiter kam sie rückwärts aus dem Loche heraus. Doch jetzt wollten meine Helden nicht mehr mittun; sie fürchteten, die Schlange würde, sobald sie den Kopf aus der Öffnung hätte, wütend über sie herfallen. "Nur keine Sorge," versicherte ich sie, "die Gefahr ist nicht mehr groß." Ich nahm wieder den Prügel zur Hand und stellte mich zur Seite auf. Die drei begannen wieder zu ziehen, der Körper der Schlange wurde immer dünner und dünner. Jetzt, dachte ich, muß der Kopf kommen, erhob meinen Prügel und schlug ihr mit ein paar wuchtigen Hieben das Genick ab. Nun hatten wir gewonnenes Spiel.

Immerhin war es noch ein schrecklicher, unheimlicher Anblick, als der Kopf aus dem Loche herauskam und sich nun das gräuliche Tier am Boden krümmte und wälzte, daß der ganze Graswuchs lebendig zu werden schien, und von dem riesengroßen Schlangenleib bald der weißgelbliche Bauch, bald der gesleckte Rücken sichtbar wurde. So was muß man mitangesehen und durchgemacht haben; man fühlt da bis ins Innerste hinein, daß dieses Tier einst direkt vom Fluche Gottes getroffen wurde.

Als die Bestie endlich tot war, stellten wir sie in den Sack, und eines der Käffernweiber trug die Beute ins Kloster hinauf, um sie dem Museumsverwalter als hochwillkommene Gabe zu überbringen.



Käffische Mädchen unter Aufsicht einer Schwestern bei der Gartenarbeit.

Im Dienste des harmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

Missionsstation Emaus, März 1913. — Jüngst wurde ich auf zwei Plätze zugleich gerufen. Im einen Kraal lag ein etwa 17jähriges Mädchen am Typhus dar-

nieder. Beim Typhus ist nicht zu spassen; da heißt es schnell machen, um nicht etwa mit der Spendung der hl. Sakramente zu spät zu kommen. Das Mädchen war noch nicht getauft und schickte, da ich gerade abwesend war, einen Boten nach dem andern, ich möchte doch kommen und es taufen. Sie hatte schon zwei Jahre unsere Missionschule besucht und war in allem vollkommen unterrichtet.

Sobald ich heimkam, machte ich mich daher sofort ein zweitesmal auf den Weg, um nach dem franken Mädchen zu sehen. Die Leute, bei denen sie wohnte, waren nicht ihre eigenen Angehörigen, sondern bloße Verwandte. Der Kaffer findet überall Verwandte und Bekannte und kommt somit selten in Verlegenheit, wenn er eine Reise zu machen hat; er braucht auch kein Geld und kein Brot, denn er findet, wirkliche Notfälle ausgenommen, überall sein Essen. Hier, in der Hütte des franken Mädchens, gabs allerdings nichts zu essen, ob schon die Mittagszeit schon nahe war. Man hatte offenbar gar nicht gekocht, denn das Feuer, das sonst in jedem Kraal in einer kleinen Vertiefung am Boden zu sehen ist, fehlte ganz; nur ein paar längst erloschene Kohlen lagen dort. Uebrigens essen die Käffern vielfach auch die rohen Maiskörner, in Wasser eingeweicht, samt der Hülse und verrichten trotzdem die schwersten Arbeiten. Speziell die Frauen schleppen auf dem Kopf ganz kolossale Lasten und machen damit über Berg und Tal die weitesten Wege.

Das Mädchen lag am Boden und hatte 39,5 Grad Fieber. Ich taufte es auf den Namen „Maria Theresa“; im stillen dachte ich dabei auch an die große Kaiserin Maria Theresa, deren Andenken ich auch hier, im Heidenlande, gern zu Ehren gebracht hätte. Das fronde Mädchen stammte aus dem Pondoland; sie war auffallend groß und stark, und die heidnischen Eltern dachten schon daran, sie bald zu verheiraten. Da kam die tüpfliche Krankheit und raffte sie in wenigen Tagen hinweg. Sie hatte einen harten, langen Todeskampf. Ich konnte ihr auch noch die letzte Oelung spenden und die Sterbegebete an ihrem Sterbelager verrichten. Fekl hat sie ausgelitten; man kann sagen, sie hat den besten Teil erwählt. Was hätte wohl auf das arme Mädchen gewartet, wenn sie von den eigenen Eltern an irgendeinen Heiden verkauft worden wäre? Dem Namen nach eine eheliche Versorgung, in Wirklichkeit die reinste Sklaverei. Drum, was Gott tut, das ist immer wohlgetan! —

Den dritten Krankenbesuch konnte ich erst am folgenden Tage machen, denn es war ein weiter Weg, zu dem ich zu Fuß volle sechs Stunden gebraucht hätte. Das Wetter war nichts weniger als einladend. Es hingen schwere Wolken am Himmel und verkündeten einen nassen, kalten Tag. Man riet mir auch, bei solchem Wetter zu Hause zu bleiben, allein, wenn die Pflicht ruft, haben alle menschlichen Gründe zu schweigen.

Ich jattelte also mein Pferd und ritt fort. Mein Besuch galt einer alten, franken Frau, die früher der welschanischen Secte angehört hatte, seit zwei Jahren aber in unsere Kirche zum Gottesdienste kam. Den förmlichen Übertritt zur katholischen Kirche hatte sie noch nicht erklärt; das sollte heute geschehen.

Kaum war ich auf der Straße, da kam mir schon der noch heidnische Mann dieser Frau entgegengeritten. Er wollte nach Emaus, Medizin zu holen. Ich dachte, die Rettung der Seele sei dringender und notwendiger und nahm ihn daher jogleich, ohne nochmals umzukehren, als Begleiter und willkommenen Wegweiser mit. So

ging es über Berg und Tal dahin. Es war ein heilloser Weg, dazu regnete es beständig, und von den Drakensbergen wehte ein rauher, kalter Wind. Zum Glück hatte ich einen Regenmantel mitgenommen, der mir wenigstens teilweise Schutz gewährte. Es begegnete uns auf dem ganzen Wege fast kein Mensch. Denn der Kaffer ist sehr empfindlich gegen Kälte; bei solchem Wetter sitzen sie alle in ihren Hütten rings um ein lustiges Feuerchen herum und erzählen sich Kriegsgeschichten, Märchen oder was ihnen sonst gerade in den Sinn kommt.

Wir hatten mehrere Bäche zu passieren und mußten zuletzt von einem hohen Berge tief ins Tal hinab. Das war eine halsbrecherische Tour. Der Weg war äußerst steil und glatt, das Pferd rutschte beständig aus, und unten im Tale rauschte der hochangeschwollene Ebisi-Fluß. Ich zog es unter solchen Umständen vor, abzusteigen und mein Rößlein schön langsam und bedächtig am Bügel zu führen; der Kaffer blieb natürlich sitzen: er geht, solange er ein Pferd hat, nie zu Fuß; doch mußte auch er in beständigem Bieckack reiten, denn der Berg war zu steil, als daß man bei solchem Wetter den gewöhnlichen Fußpfad hätte einhalten können.

Endlich waren wir glücklich unten, doch nun standen wir vor dem wilden, hochangeschwollenen Fluß. Mein Begleiter ritt direkt hinein, kam aber bald in ein Loch, so daß er samt dem Gaul bis an den Hals im Wasser unter sank, doch arbeitete er sich wieder glücklich heraus. Auf seine Kleidung hatte er allerdings keine Rücksicht zu nehmen, denn er hatte nichts an als einen alten Rock. Bei mir war das anders. Ich wollte nicht in dieses Loch hinein; wie aber durchkommen? Es gab im Flusse nur eine gute Trift, doch auch diese war ein glatter, schußfriger Felsengrund, und wenige Schritte flußabwärts kommt ein tiefer Wasserfall. Wer da hineingerät, ist verloren. Geraume Zeit stand ich mit meinem Rößlein vor dem rauschenden Fluß. Beinahe vier Stunden war ich bis hieher geritten, drüber über dem Fluß war die Hütte der schwerkranken Frau. Könnte und durfte ich hier unverrichteter Dinge wieder umkehren? Nein, und abermals nein! Ich empfahl mich daher dem Schutze der göttlichen Vorsehung, rief vertrauensvoll meinen hl. Schutzenengel an und wachte mich hinein. Es ging über Erwarten gut; wenige Minuten darauf war ich gesund und wohlbehalten am anderen Ufer. Gott und sein hl. Engel hatten mir, wie schon oft in ähnlichen Fällen, geholfen! Ihm sei Dank für alles!

Ich fand die Kranke in einer armseligen Hütte. Sie verlangte gar sehr nach der hl. Taufe, denn sie glaubte, sie müsse bald sterben. Ich konnte ihr die Bitte nicht abschlagen. Sie widerrief dem protestantischen Irrtum beichtete und wurde bedingungsweise getauft. Zuletzt spendete ich ihr noch die letzte Oelung. Nun war ihr Wunsch erfüllt und sah sie getrost der irdischen Auflösung entgegen.

Ich aber mußte mich beeilen, den Rückweg anzutreten, denn ich hatte eine weite Strecke vor mir. Zunächst wieder über den gefährlichen Fluß, dann stundenweit bergauf und bergab; doch mein braves Rößlein hielt tapfer stand, und kurz vor Einbruch der Nacht war ich wieder glücklich zu Hause. —

In letzter Zeit werde ich vielfach zu Typhus-Kranken gerufen. Ich kuriere sie meist mit Wasser, durch kalte Abwaschungen und Kneippische Wickel, und habe damit schon vielen geholfen. Anders der Kaffer. Lag da, irgendwo in einem abgelegenen Tale, ein Knabe frank,

dem ich früher einmal die Taufe und die letzte Oelung geipendet hatte. Jetzt, da er an Typhus erkrankte, ließen die Eltern den Kaffernarzt holen. Dieser schnitt dem armen Knaben eine Menge tiefer Löcher in den Leib, damit das Fieber und die Krankheit herauskäme. Die Krankheit kam schon heraus, doch leider ging die Seele auch mit, denn der Knabe starb an seinen Wunden. Es ist geradezu unglaublich, welchen Unsinn diese Kaffernärzte oft zu stande bringen! Und dennoch genießen sie das volle Vertrauen ihres Volkes. Die Christen allerdings kommen in der Regel zu uns; sie meinen, der Missionär könne und solle ihnen in allem helfen.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus dem Missionsleben.

Von Br. Casimir Breinl, R. M. M.

(Schluß.)

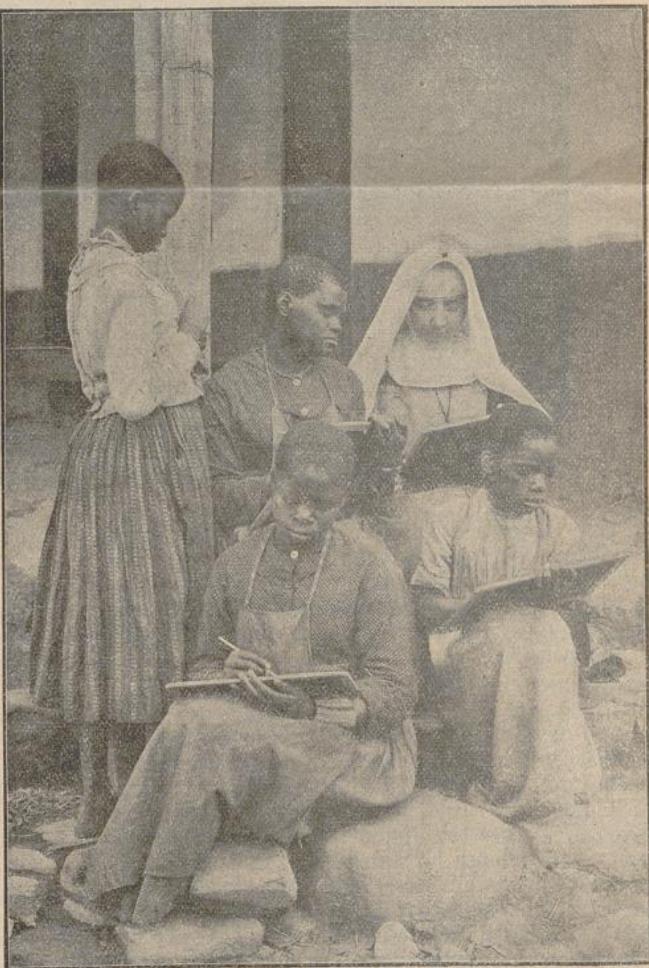
Clairvaux. — Einige Wochen nach meiner Ankunft in Himmelberg durfte ich im Mutterhause Mariannhill die Exerzitien mitmachen. Die Reise führte mich dem Indischen Ozean entlang, wo sich in bunter Mannigfaltigkeit ein originelles Landschaftsbild ans andere reihte, hier ein afrikanischer Urwald, dort ein reizendes Städtchen; Bäuden, Flussmündungen, Kaffernstraale, Hindu-Hütten usw., zur Rechten das endlose Meer mit seiner Brandung, den schäumenden Wasserfällen und stolzen Schiffen.

Noch am gleichen Abend kam ich nach Mariannhill. Hier begannen Tage des Gebetes, der Sammlung und stillen Einkehr ins eigene Herz. Ein alter, erfahrener Jesuitenpater hielt die Vorträge; seinen Worten zu lauschen, war uns allen ein förmlicher Genuss. Da, am Schluß der geistlichen Übungen, kommt die Meldung: „Der Hochwürdige Vater Franz, der Gründer von Mariannhill, ist tot!“ Er starb in Emaus, einer Filiale von Lourdes, in der Kap-Provinz. Zwei Tage darauf brachte man seine Leiche nach Mariannhill, wo er seiner eigenen Bestimmung gemäß begraben sein wollte. Die Leichenfeier, die man ihm hier veranstaltete, war so imposant und tiefergründig, wie ich nie etwas Ähnliches gesehen hatte. Der Hochwürdigste Herr Bischof, Abt Gerard Wolpert, viele Welt- und Ordenspriester, ein Vertreter des Gouverneurs, alle unsere Brüder und Schwestern, die zahllosen Schulkinder und eine Menge schwarzen Volkes nahmen daran Anteil. Jetzt ruhen seine irdischen Überreste auf dem großen gemeinsamen Gottesacker zwischen dem Sternkloster und der St. Josephskirche unter dem Schatten eines mächtigen wilden Feigenbaumes, und harren da auf den Tag der seligen Auferstehung.

Geistig neugestärkt kehrte ich nach Himmelberg zurück. Still und ruhig flossen da Wochen und Monate dahin. An Arbeit fehlte es mir gottlob nicht; dafür ist in der Mission stets gesorgt, und das ist eine wahre Wohltat. Schon begann ich mich auf dem freundlichen Plätzchen recht heimisch zu fühlen, da befahl mich eines Tages ein neuer Befehl meines Obern nach Clairvaux, wo ich bis zur Stunde noch bin. Ich mußte

mich also abermals reisefertig machen; diesmal ging's von Süden nach Norden. Halbwegs bis Donnibrook konnte ich die Janoje Kleinbahn benützen, die trotz ihres kurzen Bestehens schon eine Menge von Abenteuern aufzuweisen hat; heute bleibt der Zug mitten auf dem Wege stehen, denn die Steigung, die über die endlosen Hügel und Berge führt, beträgt nicht selten 1 : 30, ein anderesmal gibt's bei einer allzu schroffen Kurve eine Entgleisung oder fällt wenigstens der eine oder andere Wagen um. Doch allmählich wird der Zugführer vorsichtiger, und auch hier heißt es: Erfahrung macht den Meister.

Am ersten Abend übernachtete ich in Mariatal, am zweiten im stillen, friedlichen Kevelaer. Ich wollte die Gastfreundschaft unserer Brüder nicht über ein Stündchen Raft in Anspruch nehmen, doch ein heftiges Gewitter, das mich hier überraschte, zwang mich, bis zum nächsten Morgen zu bleiben. Von Kevelaer aus ging es zu Pferd über Bulwer, zunächst nach Citeaux. Ich kannte den Weg nicht, doch das brave Nötzlein, das man mir von Clairvaux aus entgegengeschickt hatte, wußte vorzüglich Bescheid. Ich durfte es nur ruhig laufen lassen; es bog bei jedem Scheideweg ganz korrekt nach dem richtigen Pfade ein. So kam ich gegen Abend gesund



Freundliche Nachhilfe in der freien Zeit.
(Schwester Theodata, Missionsstation Kevelaer, Südafrika.)